

für mehr als 500 Kisten für Raub bietet, ist unübertrefflich günstig.

Diese natürlichen Vorteile wurden denn auch schon frühzeitig erkannt und benutzte, so daß wir bereits 1233 eine Stadt „Kiel“ finden, welche auf einer Insel lag. Legtere war dadurch entstanden, daß man den „kleinen Kiel“, einen dem Hafen in etwa einer Viertelstunde Entfernung parallel laufenden langgestreckten See, mit dem Hafen durch zwei Kanäle verbunden hatte, worauf man dieses Anlegestiege noch mit gewaltigen Mauern und Thürmen umgürtete. Als diese dann allmählig in Trümmer gesunken waren, füllte man endlich 1696 den nördlichen Kanal oder Burggraben mit dem Schutte des zehn Jahre früher eingestürzten Schlosses aus, worauf die Stadt sich langsam über den Landkreis der alten Befestigungen, das Gebiet der heutigen „Alstadt“, auszuweiten begann. Die Zeiten waren eben anders geworden und der Städte konnte jetzt des Schutzes der hohen Mauern und tiefen Gräben entbehren, hinter denen er früher so oft dem Anstrome wilder Feindesheerden Trost geboten hatte. Kiel war nämlich einerseits den Holsteinischen Grafen lehnspflichtig, andererseits aber Mitglied der Hanse gewesen, und durch diese eigentümliche Doppelsituation natürlich unermüdet in die schrecklichen Kämpfe und Kriege beider Mächte verwickelt worden, als es durch seinen sehr bedeutenden Handel und blühenden Wohlstand einen großen Einfluß ausübte. Andererseits aber verbandt es seinen Reichtum auch wieder dieser besonderen Stellung, seiner engen Verbindung mit der Holsteinern und der Hanse, jedoch mit ihnen auch Kiels Ansehen und Macht für lange Zeit zu Grunde getragen ward, da die 1665 gegründete Universität ebenjovonig genügenden Ertrag zu bieten vermochte, als man die späteren Begründungen von Seiten der Dänensönige.

Erst als der Preussenan seine Schwünge über die besetzten Herzogtümer breitete, nahm auch Kiel, wie so manche andere Städte, wieder einen neuen und ungeahnten Aufschwung, einerseits durch die Gründung des Kriegshafens, andererseits durch die allgemeine Belebung des Handels und Verkehrs, die Vermehrung des Wohlstandes in ganz Holstein.

Der Seehandel der Stadt freilich ist unbedeutend geblieben, um so wichtiger aber ist der Binnenhandel geworden, da die Holsteiner Kiel als ihre Hauptstadt und Mittelpunkt betrachten, von wo sie fast alle ihre Bedürfnisse beziehen. Man ist das Land aber sehr reich und auf hoher Stufe der Kultur, wofür ich als Beweis hier nur anführen will, daß ein Bauer auf 70 Tonnen (= 140 Worgen) Land wenigstens 30 Rüb- und 8 Waischweine hält. Dielem Wohlstande entsprechend, lebt denn nun auch der, gleich allen Vordänern sehr zum Materialismus neigende Holsteiner ganz vornehmlich und legt daher in Kiel alljährlich große Summen um, von deren Größe, wie von der Bedeutung dieses Geschäftsbereiches überhaupt, man den besten Begriff aus dem berühmten „Kiel-Umschlag“ erhält, welcher vom 6. bis 18. Januar stattfindet.

Dieser „Umschlag“, vor nunmehr gerade 350 Jahren gegründet, ist ebenjovonig Jahrmart als Haupttermin für die Abwicklung aller Geschäfte, besonders der finanziellen, etwa in

des Bauern. Es muß ich ferner nachgerühmt werden, daß sie mit außerordentlicher Wärme und Begierde geschrieben ist, auchrichtig fider in allen Angaben und von größter Wichtigkeit. Es ist nämlich ein Werk der Liebe und Nützlichkeit an die Selbstengelt starker Willens, würdig und edel, gediegen, edel, wahr und schön nach Text, Bilderdruck und Ausstattung, und das wird ihr Eingang verdienen in allen Kreisen des deutschen Volkes, der deutschen Familie. Patriotische Vereine können ihrer Begierde und Verlangen für ihren Kreis keinen berechneten Ausdruck geben als durch die Verbreitung dieses schönen Werkes unter ihren sämtlichen Mitgliedern. Ebenjovonig scheint es uns vorzüglich geeignet zur Verwendung als Schulprämie, die fiderlich von Schülern und Eltern gleich willkommen gesehen wird.

Geschichte der deutschen Kunst. Von W. Wode, R. Dohme, G. Janitschek, Jul. Pelling, Fr. Lippmann. Mit zahlreichen Textillustrationen, Tafeln und Fortdrucken. In ca. 24 Lieferungen a 2 M. Diese Geschichte der deutschen Kunst wendet sich fernerwegs ausschließlich an Prosaiten, im Gegenteil sie beachtet die große Gemeinde der Gebildeten für die Kunst, gleichwohl wie für ihre Schöpfer, die Literaten, zu interessieren und in ihren betrieblenden Kreis zu ziehen. Während in jeder Familie eine mehr oder minder gute Literaturgeschichte sich findet, ist ein Gleiches von der Geschichte der Kunst in keiner Weise zu sagen. Allerdings hat es bisher an einem für diese Zwecke

der Art, wie es früher der sog. „Anthony-Termin“ in Rostock war, jedoch viel großartiger.

Zu dieser Zeit ist die sonst ziemlich ruhige Stadt kaum wiederzuerkennen und bietet einen unbeschreiblichen Anblick. Ueberall erheben sich Burden und Zelte, überall herrscht das Getöse, der bunte Wirrwarr und Lärm eines gewaltigen Jahrmarktes, das Fahrweber und Krämer die Gelegenheit ebenjovonig benutzen wie fahrende Künstler jeder Art, und in dichten Massen drängt sich das Volk, handelt und feilscht, sehr reichlich essend und trinkend, um sich nachher an den Kunstgenüssen einer Schaubude oder eines der zahlreichen Tengel-Tempel zu laben. Dazwischen aber erscheinen die reichen Gutsbesitzer und Bächter, welche hier ihre Zinnen oder Pachtsummen ebenjovonig bezahlen wie ihre Rechnungen bei fieder und auswärtigen Kaufleuten, so daß auch letztere regelmäßig erscheinen, um Geld und neue Lasten zu empfangen. Manches andere wieder kommen des Amüsaments wegen, und daß auch Hofpächter und Deminone jeder Art sich einstellen, ist bei dem, der Venus wie dem Bacchus gleich sehr ergebenen Charakter der Bevölkerung ebenjovonig selbstverständlich als ernstes Spiel, dem an den verschiedensten Orten in mancherlei Weise und Höhe geübt wird.

So kam vor einigen Jahren ein Bächter zum „Umschlag“, suchte vergeblich die ihm an der fälligen Pachtsumme fehlenden 3000 M. aufzutreiben, kreierte deshalb abends sehr stark, spielte dann in einem großen Saal mit mäßigem Glück, und verließ dasselbe schließlich mit zwei anemern, ihm ganz fremden Herren, um sich „noch anderswo zu amüsieren.“ Ueber seine weiteren Erlebnisse aber riht noch heute trotz vielfacher Bemühungen ein unburdhringliches Dunkel. Nur das eine steht fest, daß er am folgenden Mittag mit schmerzdem Schädel in dem Bette seines Hotelzimmers erwaichte und bei eingehender Revision seines Angeleges alle Taschen mit Geld und Banknoten angefüllt fand, die einen Selbsteinschnitt von über 7000 M. ergaben. Mit diesem angenehmen Resultate begnügte sich denn auch der Glückliche, dessen Gedächtnis in Bezug auf die letzten zwöf Stunden völlig erloschen war, ohne fieder viel nach dem Wie und Wo zu fragen; die Geschichte selbst aber, für deren Wahrheit ich mich verürgen kann, ist höchst bezeichnend für das Leben und Treiben auf dem „Umschlag“, welcher fernerjorts wieder den besten Maßstab für die kommerzielle Bedeutung der Stadt bildet.

Eine ganz andere Bedeutung hat Kiel nun ferner auch für die weitesten Kreise dadurch erhalten, daß hier der Hauptkriegsschauplatz an der Diste geschaffen ist, ein Landst, welcher natürlich fernerjorts wieder die Einwohnerzahl und den Wohlstand der Stadt gewaltig gehoben hat. Kiel ist der Sitz des Kommandos der Marine-Station an der Diste, der Flotten-Stammdivision, der Marinefchule u. f. w., insbesondere der großartigen kaiserlichen Werften und Dock, — alles Namen, bei denen sich freilich der Binnenländer wenig oder nichts zu denken vermag, die aber eine Welt von Arbeit, eine riefenhafte Tätigkeit und ausgezeichnete Organisation bedeuten, welche ungeheurere Werke gleichsam aus der Erde gestampft hat.

Wenn man das vom Bahnhose etwa 15 Minuten entfernte treffliche Hotel zur Börse verläßt, so befindet man sich mit

grundlegenden Werte gefeicht; daß das vorliegende die zu werden verpricht, dafür sind, wie die uns vorliegende erste Lieferung beweist, alle Voraussetzungen vorhanden.

Das zweite Bändchen der in Verlage von Edwin Schloemann in Leipzig ercheinenden deutschen Kolonialgebiete enthält: Kaiser Wilhelm's Land und Neubritannien, v. F. W. Hermann, 4 Bog. gr. 8^o W. 1 M. Der Verfasser gibt eine übersichtliche und nach den neuesten Quellen bearbeitete Darstellung des interessanten Weltteils. Der Verfasser hat über die Vorgänge und den Fortschritt der fiederjorts sich erweiternden Kolonien benutzt und diese zusammen mit den Ergebnissen der Beobachtungen von den verschiedenen Fortlern, die jene Gebiete zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht haben, zu einem anschaulichen Bilde geworpen, um den Leser über die neuen deutschen Kolonialgebiete in der Schärfe, über ihre Geschichte, Wirtschaft, Bevölkerung und Zukunft gründlich zu unterrichten.

„Wilder-Atlas des Pflanzenreichs.“ Nach dem natürlichen System bearbeitet von Prof. Dr. Moriz Wittmann in Prag. 68 feil. 10. Tafeln mit über 600 Abbildungen und ca. 100 Seiten Text. In 9 Lieferungen a 1,50 M. Göttingen, F. F. Schönbach. Die vorliegende 1. Lieferung bringt die Kryptogamen und einen Teil Gymnospermen auf 18 Seiten Text und 8 Tafeln. Die einschlägigen Pflanzengruppen werden in fonderer Form ausreichend charakterisiert und in ihren Hauptrepräsentanten in farbigen Abbildungen, die auch die notwendigen Analysen ent-

derartigen verschiedenen Pflanzengruppen sind fort und fort im Steigen begriffen. Das Königreich exportierte in den Jahren:

1879: 10,021 Pferde
1880: 11,262 „
1881: 11,568 „

Die Einfuhr an Tieren dieser Gattung war in denselben Zeitraum viel geringer und beschränkte sich hauptsächlich auf edle Reit- und Wagenpferde.

Gerade in den letzten Jahrzehnten hat die Pferdezucht jenes Landes erhebliche Fortschritte gemacht; die Anzahl der Pferde hat bedeutend zugenommen und die Tiere selbst sind fast ausnahmslos größer, stärker und schwerer geworden. Bei der vorliegenden Zählung im Jahre 1866 besaß Belgien nur 224,434 Pferde und das Gewicht derselben soll damals durchschnittlich um 100 kg leichter gewesen sein, als es neuerdings an mehreren Zuchtorten festgestellt wurde.

Nach den Berichten der Proff. Leyber und Jean de Neven unterjchied man in früherer Zeit dajelbst zwei Gruppen: das schwere und leichte Zugpferd.

Bei einer größeren Jubiläumsschau in Brüssel 1880 hatte man drei Abteilungen für belgische Pferde aufgestellt: 1. De gros trait (für schweren Zug) über 168 cm hoch (für dreijährige und ältere Stuten und Hengste ist das Maß gleich).

2. De gros trait (für schweren Zug) unter 168 cm.

3. Ardennen, bei denen kein Maß bestimmt ist. Nach den damals von Prof. Leyber ermittelten Maßen der Sieger auf jener Ausstellung stiegen die höchsten auf 170, eine Stute auf 168, während die Ardennen bis auf 148 cm hinabgingen.

In dieser Gegend kommen unter dem Namen belgischer Saugpferde viele Tiere in den Handel, welche zwar anfänglich ganz leicht einporsuchen und in dem ersten Lebensjahre eine befriedigende Entwicklung zeigen, aber später — im zweiten und dritten Jahre — nicht genügend nachwachsen und im Alter von fünf Jahren kaum eine Höhe von 1,50 m erreichen. Die Händler und Käseferanten jener Saugpferde werden dann nicht selten unferen Landwirten vor, daß sie die Tiere in den ersten Jahren ungewöhnlich ernährt hätten — was aber durchaus nicht immer der Fall ist; — oftmals tragen die Importeure ganz allein die Schuld, indem sie ihre Fohlen im Zugebiet der kleinsten Ardennen aufkaufen. — Wir werden später bei der Beschreibung dieses Pferde-Schlages hierauf zurückkommen.

Die flandrische, brabant- und Condroz-Rasse gebören zu den beiden ersten Gruppen und die Ardennen Pferde bilden die dritte Gruppe.

Da sich in unserer Provinz die belgischen Pferdeschlage schon seit längerer Zeit einer besonderen Beliebtheit erfreuen und von unferem Arbeitsvolke die früher geschätzten dänischen, holsteinischen und hannoverschen Pferde immer mehr und mehr verdrängt haben, so halten wir es geboten, über die verschiedenen Rassen und Schlage jenes Königreichs hier einige Mitteilungen zu machen.

a. Die flandrischen und brabant Rasse sind im großen und ganzen nicht weentlich von einander verschieden, wo hingegen der Schlag von Condroz etwas feiner ist und gewissermaßen den Uebergang zu den leichteren Ardennen Pferden bildet.

Wenngleich die brabant Pferde im Auslande meistens als schwere Zugpferde gern gesehen und verhältnismäßig theuer bezahlt werden, so können wir dieselben doch keineswegs als Ideale der Vollkommenheit hinstellen; es fehlen ihnen in der Regel die eleganten Linien und die begabteren Formen, auch die lockhafte Konformation, der reiche Gang, welchen die hannoverschen Schlage der benachbarten französischen Departements, z. B. die Pferde von Boulogne a/M. und der Pferde belgen und diese vor vielen anderen Schlagen jener Länder des Westens auszeichnen. — Wenngleich bezüglich des Gemüthes der brabant Pferde sich in der Neuzeit schon viel gebessert hat, so besitzen dieselben noch immer nicht die imposante Majestät, die korrekte Tendenz und Rückenbildung, welche wir mit vollem Rechte bei den schweren englischen Shire-Horjes und den Glydeshalern loben und in solcher Vollkommenheit auch bei feiner anderen europäischen Pferderasse wieder finden.

Der französische Hippolog Gavor hat kürzlich ein ziemlich abfälliges Urteil über die belgischen Pferde der zuerst genannten Gruppe abgegeben, er macht denselben namentlich die im

Allgemeinen etwas schwerfälligen plumpen Formen, die nur mittelmäßige, selten genügend hervorretende Dalsung und die häufig unkorrekte, d. h. etwas zu stark eingebogene Rückenbildung zum Vorwurfe; auch sagt derselbe Autor nicht mit Unrecht, daß die Stellung ihrer Gliedmaßen oftmals zu wünschen übrig liege und ihre Fußbildung häufig zu plump fei. Auch viele unferer deutschen Hippologen sprechen sich nicht besonders lobend über die flandrischen Pferde aus. S. Schwarzjeder, der königl. Geschäftsdirektor in Marienwerder sagt beispielsweise: „Bree Hauptmängel liegen entschieden in der Vorderhand und den Vorderbeinen, die, wenn auch an sich kurz, doch viel zu wünschen übrig lassen. Die steilen Schultern liegen los und machen, da sie häufig stark mit Fett unterpöflert sind, die Brust zu breit und den Gang etwas schwerfälliger. Die Vorarme zeigen nur selten ausreißend entwickelte Muskulatur; das Vorderbein ist fomal, flach und ohne Ausbund. Vor allen Dingen aber ercheinem die Schienbeine zu dünn, rund, die Sehnen sind angegriffen, die Hufelegente leicht angegriffen und die Hufe breit und schwach.“ — Dieses Urteil ist nach unferer Ansicht etwas zu hart ausgefallen, und wenn wir auch zugeben wollen, daß es für einige Pferde, welche aus jener belgischen Provinz zu uns kommen, einigemmaßen paßt, so haben wir doch auch mehrfach Gelegenheit gehabt, viele recht gut wenn auch nicht gerade frisch gebaute flandrische Pferde zu sehen. Trotz ihrer Mängel werden alljährlich aus jener Gegend viele Pferde exportirt und meistens gut bezahlt; man ist mit ihren Zugleistungen zufrieden und sieht über die weniger schönen Formen ihres Körpers (saute de mieux) hinweg.

Hennago und Brabant liefern unstreitig die meisten und besten Pferde der ersten Gruppe, und es hat der Herr von Nathusius-Altkalenderleben in der allerneuesten Zeit in seinem Werke betitelt: Ueber die Zucht schwerer Arbeitspferde und die Mittel zu ihrer Verbesserung in Preußen. (Berlin 1885, bei Paul Parey) angegeben, daß sich 1880 allein in Hennago ein Bestand von 55,473 und in Brabant ein solcher von 43,809 Pferden vorfand, welcher den Ansprüchen unferer Landwirtschaft zum größten Theil genügen dürfte. Keine andere belgische Provinz kann einen ähnlich großen Pferdebestand aufweisen. (Fortsetzung folgt.)

* Konfervierung von Solz. Auf Sardinien wendet man allgemein das folgende einfache Verfahren an, um das zur Verstellung von Regen etc. und unbrauchlich von Wädem dienende Solz vor dem Schwinden, Verlesen und Reizen zu bewahren. Die Solzstücke, welche zu dem angegebenen Zwecke benutzt werden sollen, läßt man vor ihrer Verarbeitumg 5 bis 8 Tage lang in mit gedöbltem Salze überfülltem Wasser weichen und ersiezt durch ein solches Verfahren, daß weder Sonnenhitze noch andere Einflüsse im mündelst auf das Solz einwirken. Sollte man diese Methode nicht auch bei uns einmal einem Versuche unterziehen?

Schach. Redigirt von E. Schallopp. Aufgabe Nr. 102. Von Arthur Schöler in Dittersdorf.

	A	B	C	D	E	F	G	H
8								
7								
6								
5								
4								
3								
2								
1								
	A	B	C	D	E	F	G	H

(9 + 11 = 20) Weiß zieht an und legt im 4. Zuge matt.



der Alte dahinter läme, so würde er müßig werden — wie ich Ihnen schon sagte — er würde außer sich gehen! — Sie bitte Sie also, im vollsten Vertrauen auf unsere Kameradschaft, folglich Freundschaft, die Güte zu haben, den eingelegten Brief dem Fräulein Vertha Rudorf heimlich zuzustellen, da ich ihn aus Gründen der Vorsicht nicht direkt an sie — an die ich liebe — gelangen lassen kann. Denken Sie sich mein Glück! mein ungetrübtes Glück! Vertha, ich noch nicht verlobt! — ich habe es aus ganz sicherer Quelle. Ich weiß, daß mit dem jungen G., den ich ebenfalls nicht nennen will, nichts los ist — durchaus nichts. Er soll früher die Karriere gewechselt haben, aus Furcht vor dem Cramin! Deito besser. In der neuen Laufbahn wird er erst recht nichts leisten, — und meine Hoffnungen steigen mit jedem Tage. Nur heimlich muß sie vor der Hand bleiben, meine Liebe zu der theuren Angebeteten!

Sie's verbleibe ich in unverbrüchlicher Freundschaft!
Ihr
Gustav Reichenau,
Gelehrter.

Ach so! — sagte Friedrich, die Sache läßt sich auf Fräulein Rudorf ist das angebetete Wesen, und nicht ich! Wie sich der Mensch doch täuschen kann!

Sichtlich erfreut durch diesen Zufallsfall schritt er in den Forst hinein, der Stelle zu, wo Hilfe arbeitete.

Noch waren die Holzbauer damit beschäftigt, die alternden und bereits abgestorbenen Bäume aus der Totalität aufzuheben, bevor sie die wirtlichen Schläge in Angriff nahmen.

Der junge Forstmann lagte bei den Holzbauern gerade in dem Augenblicke an, als ein dürrer Baum proffend zu Boden stürzte. Weit zurück sprangen die Arbeiter, um von den Ästen nicht getroffen zu werden, die durch den Sturz des Baumes zerbrochen, in Stüben umherflogen. Es war für Friedrich ein lang ersehnter Anblick. Der Duft des Holzes, das geschäftige Treiben der Holzbauer mußte ihn so wohligen an, und mit wahrer Lust gab er sich dem Gefühle hin, diesen und seinen andern Lebenserwerb zu haben.

Der Holzbauernmeister Hille legte seine Art beiseite, gab seiner Rote die nötigen Anweisungen zur Aufarbeitung des Holzes, hing seine Fische über und ging mit Friedrich davon. Beide erschöpften sich in Vermuthungen über die Veranlassung zu diesem unerwarteten Befehl.

„Hm, hm!“ machte der Holzbauer, „wenn er uns nun fragt, wegen des gefundenen Gewehrs? Was sollen wir da sagen?“

„Die Wahrheit!“ antwortete Friedrich.

„Die haben Sie ja schon gesagt. Hm, hm! wir können doch nicht ganz gewiß behaupten, wenn das Gewehr gehört! Hm, hm!“

Friedrich mußte es genau; aber er schwieg auch gegen Hille darüber.

Der Oberförster erwartete die Weiden mit Ungeduld. Er hatte sich in Fischler's Gegenwart nur mit Mühe zu vorrichtiger Ruhe gezwungen. Jetzt war es anders. Fischler's Erschrecken beim Erblicken des Gewehrs, sein häufiges Fragen, hatte bei dem Oberförster einen Verdacht erweckt, über den er um jeden Preis Klarheit haben mußte und deshalb beehrte er die Finder schleunig zu sich.

„Der Hilfsausseher Fischler,“ so begann er, „hat heute morgen ein Anwesenntreffen mit Sobibeben gehabt. Was wissen Sie davon?“ frug er Friedrich.

„Heute morgen? Davon weiß ich nicht das geringste!“ antwortete Friedrich, „denn ich muß gestehen, ich schliefe etwas lange, weil ich mit Fischler sowohl als mit Hille wegen eines gefahren aber gefallenen verdächtigen Schusses bis zwei Uhr im Feuerre postirte. Dann sind wir alle drei zusammen heimgegangen.“

„Fischler auch?“ frug Rudorf und sein Blick ruhte durchdringend und forschend auf dem Befragten.

„Fischler auch!“ bestätigten beide wie aus einem Munde. „Dann müßte er ja sogleich, und zwar allein, wieder hinausgegangen sein!“ bemerkte der Oberförster.

Friedrich zuckte mit den Achseln und Hille machte hm, hm! Sie wußten nichts darüber.

„Wer hat das Res eingegraben? Sie, Hille, oder ein anderer Holzbauer?“

„Ein Res eingegraben?“ frug Hille überrascht, „dabei weiß ich kein Wort. Hm, hm!“

„Fischler hat ein verdorbenes Res gefunden und sollte es eingegraben lassen.“

„Ich weiß nicht von einem Res. Sicher aber wäre davon gesprochen worden, wenn es ein anderer Holzbauer wußte. Hm, hm! — Wissen Sie was, Herr Oberförster,“ sagte er plötzlich, und sein ehrliches Auge blickte auf, „die Geschichte ist nicht wahr — oder einer von Fischler's guten Freunden hat eine Befragung hierbei!“

„Fischler hat es mir so gemeldet,“ sprach der Oberförster. „Der kann viel melden! hm hm!“ murmelte der Holzbauer.

„Was denken Sie von der Sache, Herr Friedrich?“ Das ist doch wahrlich kein Gewehr, welches man so von ungefähr findet. Haben Sie denn keine Ahnung, wer der Mensch war, der es in den Steinbruch gleiten ließ?“

„O ja!“ Nach meiner Ansicht war es Stiebig aus Wallhausen. Wenigstens kam er bald darauf zu uns und that, als ob er als Naturfreund in der Vorgrube einen Spaziergang mache. Doch ob er vorher wirklich das Gewehr trug, das ist nur eine Vermuthung, denn die Entfernung war zu groß.“

Hille nickte beistimmend, hm hm!

„Hilf denn Fischler mit Stiebig bekannt?“ forschte Rudorf mit einem fragenden Blicke auf Hille.

„Bekannt? Freilich, natürlich! hm hm! es sind die besten Freunde. Stiebig hat erst vor einigen Tagen bei Fischler's Gevatter gestanden.“

„Was? Gevatter gestanden? bei Fischler?“ fragte der Oberförster erstaunt, „und wer noch?“

„Nun wer anders, als seine besten Freunde, der Hirschwirth und der Wildhändler Morze aus Esterberg. War es nicht so, Herr Friedrich?“

„Jetzt wurde es hohe Zeit, daß Friedrich um seiner eigenen Ehre willen ergrübele, daß er, völlig unbekannt mit den Verhältnissen, Fischler's Einladung zur Kindtaufe angenommen habe, daß er sich jedoch dort bald unbehaglich gefühlt und die Gesellschaft zeitig verlassen habe. Daß er das Gewehr in Fischler's Wohnung sah und daß dieser es sein Eigenthum nannte. Wahrscheinlich habe es Stiebig heimlich mit fortgenommen um damit zu wirthlichen, und so ist es ihnen in die Hände gefallen.“

„Und solch ein Mensch untersteht sich, mich zu belügen!“ rief der Oberförster aufspringend, schlug die Hände vor die Stirn und lief erregt im Stimmer auf und ab. „Zu mir sagte er, daß ihm das Gewehr völlig unbekannt sei und doch ist es sein Eigenthum! Können Sie es bekennen?“

„Nachmal's prüfte Friedrich die Wundstübe auf das genaueste. „Es thut mir leid, in solchem Falle es sagen zu müssen, allein es ist so,“ sprach er. „Aber so lange Militär war und mit Waffen zu thun hatte, wie ich, der täuscht sich nicht leicht.“

„Und Fischler kann lügen wie gedruckt!“ sagte ich immer,“ fiel Hille ein, hm hm!

„So schweigen Sie vorläufig gegen jedermann über das was wir gesprochen!“ gebot der Vorgesetzte, nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, und entließ die Weiden.

Land- und Hauswirthschaft.

Die Viehzucht im Königreich Belgien.

I.
Bei der letzten Viehzählung (31. December 1880) besaß Belgien 272,974 Pferde, 1,242,455 Kinder, 566,097 Schafe, 197,138 Ziegen und 632,301 Schweine.
Unstreitig verbandt jenes Königreich seine Vermiththeit in

Landwirthschaftlicher Beziehung nun nicht ge. gen Theile der dort sehr gut und umfangreich betriebenen Pferdeucht; dieselbe hat sich schon in alter Zeit eines recht namens zu erfreuen gehabt, und es wurden dieselb in diesem Jahrhundert noch ganz bedeutende Fortschritte gemacht.
Belgien's Pferde-Ausfuhr hat von Jahr zu Jahr an Umfang zugenommen und die Preise für alle tüchtigen Pferde der

wenigen Schritten am Hafen, dicht bei der Holstenbrücke. Dieser Stelle gerade gegenüber beginnen auf der anderen Seite die lauerlichen Werften, welche zwischen dem Wasser und dem hinter ihnen hoch und steil emporsteigenden Ufer fest eingeklemmt stehen, so daß ihre Breite nicht beträchtlich ist, und ihre Länge aber desto erheblicher; denn alle ihre einzelnen Establishments ziehen sich in der Richtung nach der Hafenansehung (also von der Stadtseite vis-a-vis gesehen nach links) bis gegen Esterberg hin, und die das Ganze umschließende Mauer mißt in der Länge über 1 km. Zahlreiche kleine Dampfmaschinen sind sehr lebhaften Betrieb zwischen beiden Hafenseiten und führen viele Meilen hinüber, welche sich gegen ein auf dem Schlosse empfindendes Büllet in den Werften herumführen lassen, um nachher weiterhin sagen zu können: „Wir sind auch darin gewesen.“ Denn meist als eine schwache Abnung von der Sache kann niemand bei solch flüchtigem Umherwandern erhalten, und außerdem werden die wichtigsten Abtheilungen gar nicht gezeigt, so daß der Tourist zwar höchst beriebigt das Vokal wieder verliert, thätigstlich aber um nichts klüger geworden ist — gerade wie es denjenigen ergeht, welche ein Kriegsschiff besichtigen wollen und sich von den vieler Bootsführern auf das im Hafen liegende Werkschiff schleppen lassen, das absolut nichts Beforderliches bietet, bereits lange anstrangirt ist und von den Ankeln nur spöttlich „Die Tante“ genannt wird.

Ich für meine Person habe mich deshalb bei dem Besuche weicher an einen mit befreundeten Marine-Ingenieur gewandt, welcher eine höhere Stellung in den Werften bekleidet und deshalb an hervorragender Stelle auch die Erlaubnis erhielt, ihm näher sitzende Herren persönlich über al! benachrichtigen zu dürfen. Freilich muß er sich stets für die Verschwiegenheit der Betreffenden verbürgen, weshalb auch ich mich hier auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken muß, was übrigens um so eher genügt, als eine eingehende Beschreibung zu trocken weitichweisig, auch ohne Zeichnungen kaum verständlich sein würde.

Die Werften sind ein Komplex der verschiedensten Anstalten und Werkstätten, in denen alles hergestellt wird, was man zum Bau und zur völligen Aufrüstung von Schiffen braucht, sobald innerhalb derselben die größten Kriegsschiffe neu erbaut, außer Dienst gestellte zu neuen Reizen ausgearbeitet und beschädigte Schiffe in den Trockenbass reparirt werden, während die von ihren Weltreisen zurückkehrenden Panzer hier abgerüstet werden, um sodann innerhalb der Werftmauern in stiller Beschaulichkeit des Augenblicks zu harren, wo man ihrer wieder bedarf und sie abernals zum Gegenstand einer fierberhaften Thätigkeit macht. Fieberhaft erideint überhaupt dem Vater das ganze Leben und Treiben, das Tausende fleißiger Hände in unablässiger Bewegung erhält, die nie außer den Augen des für die iminenten Bedürfnisse unserer Marine immer neue Vorräthe angefertigt werden müssen, auch wenn dieselben augenblicklich nicht nöthig sein sollten. In dieser einen Seite der auf der Arbeit ruhenden Aufgaben kommt aber die andere, welche zu ihrem speziellen und direkten Gegenstande die einzelnen Schiffe hat, die ihrerseits wieder eine ebenbürtigste

halten, vorzüglich wiedergesehen. Die Ausstattung ist eine vortreffliche, der Preis ein mäßiger, und so vereinigt sich alles, um dem Werke Freunde anzuziehen.

Ueber die Bildung und Entfekt, ein Vortrag von Dr. W. Geinzelmann, Oberlehrer am Igl. Gymnasium zu Ghratz, Berlin, Verlag von Wigand & Griepen 1885, 55 S. 8°. Preis 80 Pf.

Die Schrift enthält eine gethüllte geschriebene Untersuchung der Frage, ob die Gewalt, das geschändete Widenbrödel, der Prinzessin Bildung an natürlichen und fittlichen Adel nachstehe und ob nicht der stilleren und beidermaßen von beiden Schwellern der Preis gebühre. Die Absicht des Verfassers geht also auf eine Ehrenrettung der Gewalt (die nicht mit der Unfähigkeit zu verwechseln ist) hinaus.

Altes Märchen. Aber nach den kräftigen und schönen Märchen gern mitunter, unter deren süßigen Klängen unsere Truppen zu ihren Lebungen und Paraden stetig täglich aus- und einziehen, und wer sie als Sklavie sich wieder vorwählen möchte dem emvlichen wir eine loben im Verlag der Schlesinger'schen Buchhandlung, Berlin, Französischer-Platz, ersehene vortreffliche Sammlung vieler Märche. Von Reichl & W. des Autors von Dr. W. recht ausgemalt, für das Bano von G. D. Wagner sehr spielbar arrangirt, finden wir in Heft I. zunächst den großen Zappentreich und 4 Volksliedern, in den folgenden Heften aber alle jene berühmten Märche seit der Zeit des „alten Fritz“ bis heute, unter deren Klängen unsere Truppen gestirmt und geehrt

wie verschiedenartige Arbeit erfordern. Hier kommt ein Schiff von langer Reife heim, um abgerüstet zu werden und sich ähnlichen Kollegen auszugeben, während dort ein anderes von Menschen einnimmt, die es fabriciren, hinauszuweisen auf ferne Meere; unangeführt sind nach Schiffe im Bau begriffen, und im Gegenfatz dazu münden andere wieder nur zu oft gehilt zu werden von plözlich erlittenen Schicksalen. Das Ganze leicht fast einem Ameisenhaufen oder einem Bienenstocke, den es aber auch an musterhafter Organisation erreicht, welche für jeden und jedes seinen bestimmten Platz und sein bestimmtes Ziel hat, jedoch die an sich äußerst schwierige und komplizierte Aufgabe einer plögligen Indienststellung sammtlicher Schiffe bei uns in kürzester Zeit gelöst werden kann als bei jeder anderen Marine der Welt. Der Unkundige freilich denkt es sich äußerst leicht, ein Schiff, das einmal gebaut ist, auch zum Auslaufen fertig zu machen; hier aber sieht man erst bei richtiger Führung, welche eine ungeheure Summe von Arbeit dazu erforderlich ist.

Mehr in die Augen fallend ist natürlich all das, was zu der Herstellung neuer Schiffe gehört, und darauf rühen denn auch die meisten ihrer Aufmerksamkeit, da sich der Bau eines Schiffes in allen seinen Stadien hier ziemlich bequem verfolgen läßt. Er beginnt damit, daß auf den „Pellungen“, zum Wasser geneigten Ebenen, die „Spanen“ gelegt werden, die die eisenen Röhren oder Kräger des Schiffes, die man dann später mit Eisenblechen und Panzerplatten bekleidet, zu deren Herstellung gemaltige hydraulische Pressen in Thätigkeit sind. Von anderem erwähne ich als besonders anziehend die Werkstätten der Segelmacher, zu deren fleißiger Thätigkeit die Kontrakte das herren- und brengerzerrigende Getöse der Ressel- schmelze steht, wo die Aufertigung der ungeheuren Dampfessel einen wahren Hölleklärm verursacht, der meinen freundlichen Führer freilich eben so schon zu klingen schien, wie mir etwa eine Weetbovische Symphonie. Fast das Interessanteste aber war mir das am Ende befindliche große Inventar-Magazin, welches eben alles in sich birgt, was zur völligen Ausrüstung eines Schiffes gehört, vom Nagel und der Hängematte bis zum feinsten Nöbelen, vom Wasserreimer bis zum geschliffenen Glas, wobei natürlich auch jeglicher Protant, Konjerven wie Weine und Schiffszwieback, ebenjovontig stellen darf als etwa nautische Instrumente oder die taubendelie Bedürfnisse des täglichen Lebens, die hier in unerhörlicher Fülle und überwältigender Massenhaftigkeit aufgeschichtet liegen. Kohlen, Geschosse und Pulver befinden sich natürlich in besonderen Magazinen.

Vor diesem Inventar-Magazin sah ich auch 1882 die „Olga“ liegen, welche sich dort zu der Weltreise des Prinzen Heinrich rüstete, während der „Prinz Waldert“ sich innerhalb der Werften von seinen Strapazen neben ca. 6 anderen Kriegsschiffen erholte.

Schon sehen diese mächtigen Schiffe freilich nicht aus, und bei ihrem Anblicke empfindet man mit einer gewissen Wehmuth, daß die Poetie der Schiffe ebenjovontig verschwunden ist, wie die des Seemannslebens selber, welche uns in den Romanen von Cooper und Marryat einst so begeistert und fingerfeln hat.

haben, A. B. den Hofenfriedberger, Torgauer, Koburger, Jofos-, Postficher, Barier, Einigungsmärch, Kreuzen-Märch, Olga-Parade, Buchhammer, Reiterlied u. i. v. Die Ausstattung in bestigen Farben ist ausgezeichnet; jedes Heft enthält 6-8 Märche und kostet nur 1 M.

Das Geheimniß des Dichtens. Eine lyrische Symbonie Ernst Radtke, 14 Bogen, 8°. Eleg. geb. mit Goldschnitt, Preis 2 50 M. Stuttgart 1885. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Die von der Geographischen Gesellschaft in Frankfurt angestellten Untersuchungen in der Gegend von Krasnojarsk haben in neuerer Zeit ganz unerwartete Funde aus der Steinzeit zur Folge gehabt. Man entdeckte nämlich ein merkwürdiges Skelet, neben welchem Geräthschaften aus Stein und Knochen, Schmucke und sonstige Gegenstände aus der Steinzeit lagen. Die Fundstelle befindet sich gegenüber Krasnojarsk am Einflusse des Wolajich in den Jenisei. Ein nach Sibirien verbannter Dehner war der erste, der vor etwa fünf Jahren das Vorhandensein von Resten aus dem Steinalter nicht nur vermuthete, sondern auch zunächst anzeigte, daß die Sibirier vor Jahrtausenden ebenfalls sein Steinalter durchgemacht hat.



Wir Kondratten stellen es uns freilich entzückend schön vor, die Weltmeere zu befahren und über blaue Wogen zu fernem Küsten und Städten zu schwimmen; in der That aber findet man auf den Kriegsschiffen nichts als einen fürchterlich schweren Dienst, welcher die größten Anstrengungen erfordert und ebenso schwierig als langweilig ist, für den einem Etwas gleich einsam in seiner Kajüte haufenden Kommandanten wie für den untersten Dienstant. Und zu bald tritt denn auch der Neuling resignirt aus:

Zum Teufel ist die Mission,
Die Arbeit ist geblieben.

und er lernt mit Schrecken erkennen, daß der Dienst auf der Marine noch sehr viel schwerer ist als der doch auch nicht leichte unserer Landarmee. Mit dieser Erkenntnis aber empfindet er bald auch einen lebhaften Stolz, dem Staate gerade in dieser schweren Weise zu dienen, und so kommt es, daß all' unsere Marine-Offiziere wie -Matrosen ihre Pflichten nicht nur als Pflichterfüllung, sondern mit innerer Hingabe und selbstloser Opferwilligkeit zu erfüllen bestrebt sind. Das ist in unserem heutigen Seemannsleben die innere Poësie, während die äußere freilich ebensogut verloren gegangen ist wie der romantische Zauber der Schiffe.

Wie schön waren nicht die Zeiten der Dreibecker und Einien-schiffe, welche noch aus Nelson's Zeiten die Meere befahren, wie sehr entzückend sie nicht das Auge, wofür sie nun mit gelbten Segeln über die Wogen dahinjagten oder Tod und Verderben freien aus mehr als hundert Feuerkücheln! Und heute? Schwärze Meeresfägen gleich, liegen die eisernen Ungeheuer da, über deren Deck sich 4-8 niedrige Schornsteine erheben, und ihre Bemalung bilden nur wenige Gesichtszüge, aber was für welche!

Statt der Segel herrscht der Dampf, der Herr des Schiffes ist der Maschinenraum und seine belebende Seele der Ingenieur. Wopl kann man sich vorstellen, daß fremde Naturvölker zittern und zagen beim ersten Anblicke dieser Ungeheuer, welche in Rauchwolken gehüllt mit rasender Schnelligkeit der Küste sich nähern, und wenn sie gar ihre fürchterlichen Geschosse unter betäubendem Donner auf meilenweite Entfernung hin schleudern, kann mögen sie wohl der erregten Phantasie als dämonische, alles vernichtende Giepenster der Hölle erscheinen. Und doch sind sie sterblich und müssen, wie jedes lebende Wesen, einem Schusse ins Herz unfehlbar erliegen, da jede Verletzung der Maschine sie eben hilflos macht. Mit berechtigtem Stolge meinte daher auch mein Führer: „Wir Ingenieure sind heute die eigentlichen Herren der Schiffe“, und als am folgenden Tage die „Preußen“ in die Dock's kam, weil sie sich während der Manöver auf einem unterirdischen Steine die Schraube ver- lert hatte, äußerte er: „Sie ist flügellos; jetzt müssen wir als Ärzte eintreten.“

Da man die „Preußen“ in die Trockenbocks brachte, ward mir damals auch das seltene Glück zu theil, diese interessante Operation kennen zu lernen. Vom Hafen aus wurde das Schiff am Inventar-Platz vorüber auf einem genügend tiefen und breiten, vielfach genutzten Kanale bis in die Mitte der Werften gebracht, wo es dann sein Endziel in einem der Trockenbocks erreichte, die aus sehr hohen, künstlich hergestellten Bausims mit losfallenden eisernen Böden bestehen. Sobald das Schiff darin war, wurden die Lohre geschlossen, trennten also den Kanal vom Bassin, welches nun durch ungeheure Dampfmaschinen, die in jeder Minute mehrere tausend Liter Wasser auspumpen, in etwa 12 Stunden trocken gelegt wurde, so daß die Ingenieure das Schiff bequem besichtigen konnten, worauf unmittelbar nach geschlossener Konstruktions des Schadens auch die Reparatur begann. Im Gegenfalle zu diesen Trockenbocks sieht das vor der Werft im Hafen befindliche Schwimmdock, ein ungeheurer eiserner Kasten in Form eines langen Rechtecks, dem die Schmalseiten fehlen, aber mit doppelten Wänden. Der Raum zwischen diesen wird in Gebrauchsfalle mit Wasser gefüllt, worauf das ganze links und das betr. Schiff durch die offene Seite in die Mitte zwischen die beiden, nur noch wenig über das Wasser hervorragen Längsseiten hineinfährt. Dann wird durch besondere Apparate das Wasser ausgepumpt und der leere Raum mit Luft gefüllt, welche durch ihren Druck alsbald das Dock samt dem darin stehenden Schiffe trotz dessen ungeheurer Last wieder soweit emporhebt, daß das Schiff sich innerhalb des Schwimmdocks völlig frei über dem Wasserpiegel befindet.

Diese Schwimmdocks werden übrigens in neuester Zeit sehr bevorzugt, und auch die östliche (also von der Stadt aus ge- sehen rechts) gelegene große Werft der Norddeutschen Schiffs- baugesellschaft besitzt ein solches.

Gerade dahinter, auf der Höhe des Ufers, liegen die groß- artigen Handwerker-Kasernen der Kaiserlichen Werft., eine Bezeichnung, welche niemandem unbekannt wird, wenn er hört, daß auf den Werften mehrere tausend Arbeiter beschäftigt sind, die zum größten Theil aus gelerntem Handwerker be- stehen, und außerdem ihre eigenen Väterlein, Schlächtereien etc. haben. Ob unter diesen Arbeitermassen auch sozialdemokratische Tendenzen herrschen, habe ich nicht erfahren können; auf mich machten sie alle einen sehr günstigen Eindruck. Sie schienen mir nicht nur gut genährt und zufriedener zu sein, sondern auch selbstbewußt und voll eines gewissen Stolzes als kaiserliche Werftarbeiter, also als Angehörige der Marine. Diesen Stolz theilen sie freilich mit allen Kielern, welche jedes Schiff genau kennen, es gewissermaßen als Familienmitglied betrachten, wie denn auch bei ihnen die Marine-Offiziere meist ihren Anzug die erste und dominierende Rolle spielen, während die 344 Stun- denten fast verschwinden. Vielleicht gerade deshalb sieht man auch Farbenfahnen so selten, daß wir erst nach mehreren Stunden zwei derselben erblickten, wobei einer meiner Reise- begleiter, der direkt aus Halle gekommen war, erstaunt ausrief: „Wahrhaftig! Es giebt doch Endanten in Kiel.“

Um noch einmal auf die Werften zurückzukommen, so möchte ich erwähnen, daß man zwar einen hübschen Blick über die- selben von dem bekannten Restaurant Wästelmeierhöhe oder Sandkrug hat, daß die Uferseite aber sehr viel besser ist von dem nur selten besuchten, auf seiner Höhe am untern, west- lichen Ende gelegenen Wirthshaus Johannisberg. Von dort aus überfah ich noch einmal alle Anlagen etc. und erkannte an ihren schlanken, zierlichen Formen auch mit bloßem Auge deut- lich die neben den Parkern fast verschwundene kaiserliche Nacht „Hofengoltern“, deren Vertreter leider niemandem, auch den Werft- Ingenieuren selber nicht, außerordentlich gefallt ist. Eine kleine Entschädigung dafür gewährt mir die mit großer Liberalität gestattete Besichtigung einer damals gerade im Hafen liegenden englischen Luft-Dampfschiff „Argo“, deren Besitzer, Mr. Bononale aus London, sich lankeinwärts be- geben hatte, so daß die 19 Mann starke Besatzung in Kiel umherbummelte. Das Schiffen war ebenjens reizen als originell und mit selbstlohem Luxus ausgestattet, hatte auch nach der Erklärung des Kapitäns ca. 270,000 M. gelostet.

Von Johannisberg beniedererleidend gelangt man in zehn Minuten nach Ulterbeck, jenem durch die großartigen Räu- dereien der „Kielier Sprossen“ weithin bekannten Dorfe, von wo aus man per Dampfer zur Stadt zurückkehren kann. Sehr lohnend aber ist es, den reizenden Fußweg am Hafen entlang weiter zu verfolgen, der zunächst nach Neumühlen führt, wo die großen Werften von G. Nowald liegen, weit bekannt be- sonders durch die Affäre der beiden Dampfer Diogenes und Sokrates, welche ich 1882 in der Nähe der Norddeutschen Werft, also am innersten Ende des Hafens hinter dem Wästel- schiffe, liegen sah. Ihre Stiftung durch die Regierung hatte damals viel böses Blut erregt, war aber lediglich Schuld des Besitzers; denn wie man mir erzählte, waren die völlig fertigen Dampfer ganz unmissigerweise so lange im Hafen verblieben, bis im letzten Momente die bekannte Reklamation in Berlin erfolgte, worauf natürlich sofort telegraphisch das Auslaufen der bereits unter Dampf befindlichen Schiffe ver- boten wurde.

Sehr interessant ist auch eine Besichtigung des dicht dabei befindlichen größten Mühlen- Etablissements des Kontinentes, nämlich der Dampf- und Wassermühlen der Baltischen Mühlen- Gesellschaft, welche Getreide wie Wehl auf ihren eigenen Schiffen bezieht und verendet. Auch weiterhin bietet sich noch mancherlei, die meisten Douristen aber ziehen überhaupt es vor, von Kiel aus per Dampfer bis nach Laboe am Ende des Hafens zu fahren. In der That ist das auch ein sehr hübscher Ausflug, der besonders interessant wird dadurch, daß man dabei alle die während des letzten Kottensmandes so viel genannten Seilzugswerke passirt: Fort Friedrichsort mit seinen Kasernen und die Küstener Schanzen, Fort Schütz, den Braunen Berg mit Krups's Nierenlamone und Fort Kalkstein.

Die Berle von Kiel aber bildet unfruchtbar, der Düster- brooker Weg, welcher vom Hafen aus neben diesem her bis zu dem prächtigen Gasthof „Bellevue“ läuft, der bereits einen

Blick auf die Ausfahrt des Hafens, also auf das offene Meer gestattet. Dieser Weg führt zwischen stattlichen Wästen dahin mit vielen Durchblicken auf den Hafen, und ist besattet von mehreren Doppelreihen der köstlichen Buchen, Buchen von einem üppigen Grün, wie sie eben nur in dem feuchten Klima der Hiesigeleude hier und auf Seelands Küsten sich finden. Wer hier an einem schönen Sommerabend, nach den glücklich überlandeten Strapazen eines Reisesages und einer trefflichen Mahlzeit sich während beglückenden Promenens an dem Duft seiner Aeolien und der köstlichen Luft zu erlaben bestrebt ist, der empfindet als Reizung, sicherlich bald eine ganz andere, eigenthümliche Stimmung, die mehr etwas Frierisches, Erhaben- es sich hat, die Seele zerbrochen auf in die glücklichen Räume früherer Jahre. Man wandelt auf wohlgeputztem Weg, aber unter dem dichten Raube der herrlichsten Bäume, zwischen deren Grün die Strophen der hellbrennenden Gaslaternen die reizendsten Lichteffekte hervorbringen, und während man noch in tiefer Waldeshöhe zu sein glaubt, begegnet man wieder frühlich plaudernden, festlich geschnittenen Menschen, so daß das Ganze eine wirklich einzig dastehende Mischung von Wald und Großstadt bildet, die einen ganz märchenhaften Eindruck hervorruft.

So schön und reizvoll diese Promenade aber auch ist, inter- essanter noch wird später der Aufenthalt in der am Hafen befindlichen Gastwirthschaft „Germania“, wo sich alabendlich

eine Menge Herren von der Marine, Offiziere und Beamte, Aerzte und Ingenieure zu buntem Gemisch versammeln, um sich an den Gaben des Meeres und der Erde, Hummern und Austern, meist bairischem Bier und englischem Porter, in Ruhe zu laben.

Da hört man manch' kluges Wort, manch' treffende Bemerkung und viele interessante Erzählungen. Aus allem aber sticht die Schneidigkeit, das stolze Selbstbewußtsein hervor, welches alle Angehörigen unserer Flotte erfüllt, vom Admiral bis zum Matrosen, vom Werft-Direktor bis zum niedrigsten Arbeiter herab. Dieses Selbstbewußtsein, dieser Stolz auf die eigene Stellung sind es, welche allein die fürchterlichen Strapazen des Dienstes mit Lust und Liebe überwinden lassen; sie werden aber auch sorgfältig genährt und gehoben von einer klugen Über- leitung, die dem Uebeln unserer jungen Flotte absolut nichts bezugeht und ihr selbst in Sachen der internationalen Etikette auch nicht das mindeste Besorgniss einen schlafenden Beweis Wächtern, wofür manche Besorgniss einen schlafenden Beweis liefern. Solche Dinge aber werden bei in ganz Kiel bekannt, und daher ist der Kiel nicht nur ein eifriger Preuss- — denn das versteht sich bei allen Holsheimern von selbst, in Gegen- satz zu sehr vielen Vauernbürgern — sondern freizell auch ein begeisteter Verehrer und Lobredner unserer deutschen Marine, sehr unähnlich hierin dem Hamburger.

Dr. S. B.

Aus dem Waldleben.

Ein Brief aus der Garnisonsstadt.

Es war später als gewöhnlich und noch lag Friedrich in tiefem Schummer. Die Nachtwache und der ereignisreiche Tag hatten ihn mehr ermüdet als er in seinem Jugendmüthe sich eingestehen wollte. Sein Wirth war bereits längst zur Arbeit nach dem Pöhltschlage gegangen, und schon mehrere male muß er erklunden, ob ihr Pöhltschlag noch was ist, und ob sie das Frühlück für ihn bringen soll. Warum sich noch immer nichts regte, ging sie wieder hinaus, einmal um ihre Kuh zu füttern, dann wieder um sie zu melken. Frau Hille auch nicht hören wieder und immer wieder, denn sie wollte Friedrich nicht hören, und doch wollte sie gern hinaus aus dem Feld, um Futter für ihren Viehstand einzuholen. Ihr getreuer Hund Bergmann begleitete dabei die Geschäfte auf Schritt und Tritt, bis er im Garten die Hüpper scharen sah, wie sie Gemüße- und Blumenstängelchen um sich her schleppten. Das durfte Bergmann nicht dulden. Mit lautem Geffläß trieb er das Hühnervolk aus dem Garten, schreiend flüchteten sie über das Städt, und dieser Lärm ermunterte auch den Waireau, der bis jetzt ruhig neben seinem Herrn geschummert hatte. Auf sprang er gegen die Stuben- thür, um seinem Freunde Bergmann beizustehen, denn die beiden Hunde hatten bereits Freundschaft geschlossen und nach gegen- seitiger Annäherung und Bekanntheit miteinander gespielt. Friedrich erwachte, und ein Blick auf seine Tischuhr über- zeugte ihn, daß es schon „sehr spät“ sei.

Er sah nach dem Frühlück hin, aber der Postbote aus Fenster klopfte und ihm zwei Briefe hinein reichte.

„Ein Brief von der Post!“ rief der Mäuger Stephens, „der andere vom Oberförster aus Wachsungen, den er mir mitgab, weil mich meine Lohr hierher führte.“

Dieser letztere enthielt nur wenige Zeilen. Er wurde be- ordert, sofort nach Hille auf die Dörfferei zu kommen. Dieser Befehl fiel ihm auf, war er doch erst gestern nachmittag dort gewesen. Was konnte in der kurzen Zeit vorgefallen sein? — und zugleich mit Hille? Wahrscheinlich betraf es eine An- ordnung zum beginnenden Pöhltschlag.

Mit diesem Gedanken beruhigte sich Friedrich und prüfte auf- merksam den zweiten Brief, der von einer ihm völlig unbekanntem Hand adressirt und mit dem Poststempel seiner ehemaligen Garnisonsstadt versehen war.

„An Herrn Feldwebel Friedrich!“ lautete die Aufschrift, so tief es klar und deutlich. Kein Irr- thum war möglich, der Brief war an ihn gerichtet.

Sollte er irgend eine Kleinigkeit zu bezahlen vergessen haben? Er konnte sich seiner Schuld erinnern, denn er war ein guter Wirth, der sich lieber einen Ruchsch befugte, wenn er nicht die Mittel besaß, um das Gewinnliche sofort zu bezahlen.

Beschuldam schnitt er den Briefumschlag auf. Er bildete nun die Umhüllung eines inliegenden rosafarbenen Briefes ohne jede Adresse, der mit einer angeklebten Rosenzweige versehen, jedoch nicht verschlossen war.

Eine zierliche Damenhand schrieb die ganze Epistel geschrieben zu haben, die Friedrich jetzt überauscht entfaltete und zu lesen begann:

„Angebetes Wesen!“

jo lautete die Ueberschrift. „Himmelleucht!“ dachte Friedrich, „bin ich denn ein an- gebetetes Wesen? Das habe ich wahrlich noch nicht gewußt.“ Dann las er weiter:

„Verzweifeln im höchsten Grade durch den Gedanken, daß die Trennung das zarte Band, welches unsere Seelen unauflösbar verknüpft.“

„Na aber!“ dachte Friedrich, — „wüßte ich doch in ganz N. niemandem, mit dem ich durch ein zartes, unauflösbares Band verbunden wäre. Unschickbar?“ Er las weiter:

„Nicht Worte kann ich finden für die Gefühle, die mein Herz durchfluteten, die mich hingehen in die reizenden Berge, in den buntnlichen Forst — mit einem Worte — du zu Ihnen!“

„Das wird immer schöner, immer interessanter!“ — dachte Friedrich und nahm die Kestüre wieder auf:

Die Furcht, daß andere, neue Eindrücke mein Bild in Ihrem Herzen in Schatten stellen könnten, läßt mich nicht ruhen, drückt mir mit mancher Gemüth die Feder in die Hand. — So kann ich nicht länger schweigen, ich sage Ihnen, und sage es Ihnen tauenmal aus, denn Sie, das meine Liebe trennen und unwiderrücklich ist. Mit dieser Versicherung bitte ich Sie um eine geneigte Antwort, die mich unendlich beglücken würde.

In tiefer glühender Treue

R. d. S. Ott.

„Himmelleucht!“ rief Friedrich, „Wer ist denn dieses ver- rückte Frauzenskind? Antworten?“ Wenn soll ich denn ant- worten? Darum kann nichts werden! Jetzt muß ich eilen — muß zum Oberförster!“

Er wollte das Besessene in den rosafarbenen und dann in den an ihn adressirten Briefumschlag zurücksuchen, als er noch einen eingeklebten Zettel in letzterem bemerkte.

„Haha!“ sagte er, da steht noch mehr! Friedrich zog nun das Zettelchen heraus, welches dieselbe Handschrift zeigte, und las:

Therese, innig geliebter Freund!

In heiligem Vertrauen auf Ihre Freundschaft, übergebe ich Ihnen den inliegenden Brief zu gütiger Beantwortung. Ich lies ihn unwiderrücklich, damit Sie die Aufrichtigkeit meiner Absichten daraus erkennen sollen. Weder eine Abreise wogte ich darauf, noch eine Kammunterschrift darunter zu setzen, — denn wenn

